

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Mary Beard

Kleopatras Nase

Neue Begegnungen mit der Alten Geschichte

Aus dem Englischen
von Ursula Blank-Sangmeister
unter Mitarbeit von Anna Raupach

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe ist 2013 unter dem Titel
»Confronting the Classics. Traditions,
Adventures and Innovations«
bei Profile Books, London, erschienen.
© Mary Beard Publications Ltd. 2013

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397217-7

Vorwort

Dieses Buch bietet einen Rundgang durch die klassische Welt, vom prähistorischen Palast im kretischen Knossos bis zu jenem fiktiven Dorf in Gallien, wo Asterix und seine Freunde den Römern noch immer Widerstand leisten. Dabei begegnen wir einigen der berühmtesten oder berühmtesten Charaktere der antiken Geschichte: Sappho, Alexander dem Großen, Hannibal, Julius Caesar, Kleopatra, Caligula, Nero, Boudicca und Tacitus (und das ist nur eine kleine Auswahl). Doch wir erhalten auch einen Einblick in das Leben der großen Mehrheit ganz normaler Griechen und Römer – zu ihnen gehören auch die Sklaven, die einfachen Heeressoldaten, die Millionen von Menschen, die überall im Römischen Reich unter militärischer Besatzung lebten (ganz abgesehen von meinem besonderen Favoriten, Eurysaces, dem römischen Bäcker aus Kapitel 19). Was brachte diese Menschen zum Lachen? Putzten sie sich die Zähne? Wohin wandten sie sich, wenn sie Hilfe oder Rat brauchten – wenn sie Eheprobleme hatten oder pleite waren? Ich hoffe, dass »Kleopatras Nase« die Leser mit einigen der spannendsten Kapitel der antiken Geschichte und einigen ihrer denkwürdigsten Charaktere aus vielen Lebensbereichen bekannt machen wird oder sie ihnen wieder nahebringt; und ich hoffe, dass das Buch auf manche jener faszinierenden Fragen eine Antwort geben wird.

Doch ich verfolge ein noch ehrgeizigeres Ziel. Der englische Titel dieses Buches, »Confronting the Classics«, bedeutet, was er sagt. So handelt dieses Buch auch davon, wie wir mit der klassischen Tradition *in Dialog treten* oder sie *in Frage stellen* können und wieso es selbst im 21. Jahrhundert in den Altertumswissenschaften noch immer so vieles gibt, worüber man sich *streitet*; kurzum, es handelt davon, wieso das Thema noch immer nicht »abgeschlossen« und nicht »erledigt« ist (oder wieso wir es bei der Antike und den Wissenschaften, die sich mit ihr beschäftigen, sowohl mit einem »Abenteuer« als auch mit einer »Innovation« ebenso

wie mit einer »Tradition« zu tun haben). Dies wird, wie ich hoffe, in den folgenden Abschnitten klar und deutlich zutage treten. Man sollte sich auf einige Überraschungen gefasst machen sowie auf etliche heftige Kontroversen, alte und neue. Klassische Philologen und Althistoriker mühen sich noch immer damit ab, die genaue Bedeutung des überaus schwierigen Griechisch des Thukydides zu entschlüsseln (wir machen Fortschritte, sind aber noch nicht am Ziel), und wir sind weiterhin unterschiedlicher Meinung darüber, wie wichtig Kleopatra für die Geschichte Roms tatsächlich war oder ob der Kaiser Caligula als schlichtweg verrückt abgeschrieben werden kann. Gleichzeitig finden moderne Beobachter ständig Möglichkeiten, neue Fragen aufzuwerfen – und manchmal neue Antworten zu finden. Ich habe die Hoffnung, dass es mir mit diesem Buch gelingt, einige unserer aktuellen Debatten für ein deutlich breiteres Publikum lebendig werden zu lassen – angefangen mit der Frage, welchen Beitrag die persischen Quellen für unser Verständnis von Alexander dem Großen liefern können, bis zu dem Problem, wie um alles in der Welt es die Römer fertigbrachten, sich ausreichend Sklaven zu beschaffen, um ihren Bedarf zu decken.

Debatte ist das Schlüsselwort. Wie ich in der Einführung noch einmal herausstellen werde, ist die Beschäftigung mit den Altertumswissenschaften der Eintritt in ein Gespräch – nicht nur mit der Literatur und den materiellen Überresten der Antike, sondern auch mit jenen, die in den Jahrhunderten vor uns versucht haben, die Griechen und Römer, die sie zitiert oder zu neuem Leben erweckt haben, zu verstehen. Darum werden in diesem Buch auch – da sie ebenfalls an dem Gespräch beteiligt sind – die Wissenschaftler und Archäologen früherer Generationen, die Reisenden, Künstler und Altertumsliebhaber angemessen berücksichtigt. Und deshalb kommt der unbezwingbare Asterix ebenfalls zum Zuge, weil – seien wir ehrlich – seine Bande tapferer Gallier sehr viele von uns zum ersten Mal dazu gebracht hat, über die Probleme des römischen Imperialismus nachzudenken.

Es sei noch erwähnt, dass alle Kapitel dieses Buches Adaptationen und Aktualisierungen von Rezensionen und Aufsätzen sind, die in den letzten Jahrzehnten in der *London Review of Books*, der *New York Review of Books* oder dem *Times Literary Supplement* erschienen sind. Im Nachwort werde ich noch ausführlicher auf das Handwerk des Rezensierens eingehen. Jetzt will ich einfach nur festhalten, dass Rezensionen seit langem

zu den wichtigsten Orten gehören, an denen altertumswissenschaftliche Debatten ausgetragen werden. Ich hoffe, dass die nachfolgenden Aufsätze einen Eindruck davon vermitteln, warum die klassische Antike ein Thema ist, über das es sich noch immer lohnt, mit all der uns zu Gebote stehenden Ernsthaftigkeit zu sprechen – ganz abgesehen davon, dass die Beschäftigung mit ihr Vergnügen macht und für gute Laune sorgt.

»Kleopatras Nase« beginnt mit einer Robert B. Silvers Lecture. Ich hatte die große Ehre, diesen Vortrag im November 2011 in der New York Public Library zu halten. Der Titel »Haben die Klassischen Altertumswissenschaften eine Zukunft?« trifft den Nagel auf den Kopf. Es ist, wenn Sie so wollen, mein Manifest.

Einführung: Haben die Klassischen Altertumswissenschaften* eine Zukunft?

2011 war für den (zu der Zeit längst) verstorbenen Terence Rattigan ein ungewöhnlich gutes Jahr: In seinem Stück »Man and Boy« (eine aktuelle Geschichte über den Zusammenbruch eines Bankiers) spielte Frank Langella am Broadway die Hauptrolle – es war die erste Inszenierung in New York seit den 1960er Jahren. Außerdem gab es eine Verfilmung von »The Deep Blue Sea«, in der Rachel Weisz die Frau eines Richters spielt, die mit einem Piloten durchbrennt. Die Premiere war Ende November 2011 im Vereinigten Königreich, und im Dezember lief der Film in den USA an. Es war Rattigans 100. Geburtstag (er starb 1977), deshalb kam es zu jener Art von Neubewertung, die Hundertjahrfeiern häufig mit sich bringen. Lange Zeit konnten – in den Augen von Kritikern, wenn auch nicht des Publikums des Londoner West Ends – seine kunstvollen Geschichten von den verdrängten Qualen der privilegierten Klassen es nicht mit dem Realismus der Arbeiterklasse eines John Osborne und der anderen zornigen jungen Dramatiker aufnehmen. Aber wir haben gelernt, uns auf neue Weise mit ihnen zu befassen.

Ich habe mir ein anderes Stück von Rattigan noch einmal angeschaut, »The Browning Version«, uraufgeführt im Jahr 1948. Es handelt von Andrew Crocker-Harris, einem Lehrer in den Vierzigern an einer englischen Privatschule – ein altmodischer Zuchtmeister, der wegen eines schweren Herzleidens in den vorzeitigen Ruhestand gehen muss. Das andere Unglück Crocks (bei den Kindern heißt er nur »the Crock«) besteht darin, dass er mit einer wirklich boshaften Frau namens Millie verheiratet ist, die ihre Zeit aufteilt zwischen einer On-off-Affäre mit dem

* Der englische Begriff »Classics« umfasst die Fächer Alte Geschichte, Klassische Philologie und Klassische Archäologie und ist die übergreifende Bezeichnung für die klassischen Altertumswissenschaften. Zur Vermeidung umständlicher Umschreibungen greife ich im Folgenden manchmal auf das englische »Classics« zurück (Anm. d. Übers.).

Naturwissenschaftslehrer und dem Austüfteln immer neuer Varianten von häuslichem Sadismus, um ihren Ehemann zugrunde zu richten.

Der Titel des Werks versetzt uns jedoch zurück in die klassische Antike. Crock unterrichtet, wie Sie es wohl schon erahnt haben, Griechisch und Latein (was sonst könnte er mit einem Namen wie Crocker-Harris unterrichten?), und »Browning Version«, der Titel des Stücks, bezieht sich auf Robert Brownings berühmte Übersetzung von Aischylos' Drama »Agamemnon« aus dem Jahr 1877. Verfasst in den 450er Jahren v. Chr., erzählt das griechische Original von der tragischen Rückkehr König Agamemnons aus dem Trojanischen Krieg und seiner anschließenden Ermordung durch seine Frau Klytaimnestra und deren Liebhaber, den sie sich während Agamemnons Abwesenheit genommen hatte.

Dieser Klassiker ist in gewisser Weise der eigentliche Star in Rattigans Drama. John Taplow, ein Schüler, der Griechisch-Nachhilfestunden bei ihm genommen und den griesgrämigen alten Schulmeister immer mehr in sein Herz geschlossen hat, schenkt Crock das Buch zu dessen Pensionierung. Die Geschenkübergabe ist die Schlüsselszene der Handlung, fast der Moment der Erlösung. Zum ersten Mal lässt Crocker-Harris seine Maske fallen: Als er die »Browning Version« aufschlägt, bricht er in Tränen aus. Warum? Zunächst einmal, weil er der Tatsache ins Gesicht sehen muss, dass er, so wie Agamemnon, von einer ehebrecherischen Frau vernichtet wird (es handelt sich nicht eben um ein feministisches Stück). Aber er weint auch über das, was der junge Taplow auf das Titelblatt geschrieben hat. Es ist eine – sorgfältig auf Griechisch wiedergegebene – Zeile aus dem Stück, die Crock für sich so übersetzt: »Gott schaut aus der Ferne gnädig auf einen sanften Herrn.« Er wertet dies als Kommentar zu seinem eigenen Berufsleben: Er hat alles daran gesetzt, *kein* sanfter Lehrmeister zu sein, und Gott hat *nicht* gnädig auf ihn geschaut.

Rattigan begnügt sich hier nicht damit, die gequälte Psyche der britischen oberen Mittelschicht zu analysieren (und es ist auch nicht nur eine weitere »Schulgeschichte«, jene schrullige Marotte einiger britischer Autoren). Als jemand, der selbst eine solide klassische Ausbildung genossen hat, befasst er sich auch mit zentralen Fragen der klassischen Altertumswissenschaft, der klassischen Tradition und unserer modernen Beschäftigung mit ihr. Inwieweit kann die antike Welt uns helfen, unsere eigene zu verstehen? Welche Grenzen sollten wir unserer Neuinterpretation und Wiederaneignung setzen? Als Aischylos schrieb: »Gott

schaut aus der Ferne gnädig auf einen sanften Herrn«, dachte er gewiss nicht an einen Lehrer, sondern an einen militärischen Eroberer. Tatsächlich war der Satz – und auch darauf kam es, wie ich vermute, Rattigan an – einer der letzten, den Agamemnon zu Klytaimnestra sprach, bevor sie ihn ins Haus führte, um ihn umzubringen.

Anders gesagt: Was können wir tun, um die antike Welt zu verstehen? Wie interpretieren wir sie? Der junge Taplow hat keine sehr hohe Meinung von Brownings Aischylos-Übersetzung, und sie ist – nach unserem Geschmack – auch wirklich in einer grässlichen poetischen Sprache des 19. Jahrhunderts verfasst (»Who conquers mildly, God, from afar, benignantly regardeth« – Brownings Übersetzung der Schlüsselzeile ist kaum dazu angetan, dass man sich auf den Rest des Stückes stürzt). Doch als Taplow sich im Unterricht für Aischylos' Griechisch begeistert und eine erstaunlich geistreiche, aber leicht ungenaue Übersetzung von einer der blutrünstigsten Stellen vorlegt, wird er von Crock zurechtgewiesen: »Sie sollen *das Griechische analysieren*« – das heißt, den Text wortwörtlich übersetzen –, »nicht mit *Aischylos zusammenarbeiten*.«

Wenn man überzeugt ist, dass die klassische Tradition etwas ist, womit man sich beschäftigen und auseinandersetzen muss und das nicht nur reproduziert und nachgeplappert werden sollte, steht man auf der Seite derer, die mit Aischylos zusammenarbeiten. Hier kann ich nicht umhin, an die auf eklatante Weise modernen Übersetzungen von Teilen aus Homers »Ilias« zu erinnern, die der im Dezember 2011 verstorbene englische Dichter Christopher Logue verfasst hat – »Kings«, »War Music« und andere –, »die beste Übersetzung Homers seit der von [Alexander] Pope«, wie Garry Wills sie einmal bezeichnete. Das war, glaube ich, ein sowohl aufrichtiger als auch leicht ironischer Kommentar. Denn der Witz ist, dass Logue, der wichtigste Mitarbeiter Homers, kein Wort Griechisch konnte.

Viele der von Rattigan gestellten Fragen liegen auch den Thesen zugrunde, die ich hier vorbringen möchte. Ich versuche nicht, jeden davon zu überzeugen, dass die klassische Literatur, Kultur oder Kunst es verdienen, ernst genommen zu werden. Damit dürfte man in den meisten Fällen offene Türen einrennen. Stattdessen möchte ich darauf hinweisen, dass die Sprache der klassischen Autoren und der klassischen Literatur eine Kultursprache und damit noch immer eine essentielle

und unauslöschliche Ausprägung der »westlichen Kultur« darstellt, die in Rattigans Drama ebenso Eingang gefunden hat wie in die Dichtung von Ted Hughes oder die Romane von Margaret Atwood oder Donna Tarrt. »Die geheime Geschichte« hätte jedenfalls nicht an einer Fakultät für Geographie angesiedelt werden können. Doch ich möchte auch etwas genauer auf den Umstand eingehen, dass wir heute so sehr auf den Niedergang der humanistischen Bildung fixiert sind. Auch hier liefern Rattigans »Browning Version« und seine Nachfolger eine interessante Perspektive.

Das Stück ist bei unter Geldknappheit leidenden Theatern und TV-Gesellschaften bis heute beliebt, teils aus dem einfachen Grund, dass Rattigan als Schauplatz für das gesamte Geschehen Crocker-Harris' Wohnzimmer wählte, was die Inszenierung äußerst kostengünstig macht. Doch es gibt auch zwei Verfilmungen von »The Browning Version«, die sich aus Crocker-Harris' Wohnung herauswagten, um das filmische Potential der englischen Privatschule von ihren malerischen holzgetäfelten Klassenräumen bis hin zum Grün ihrer hügeligen Cricket-Felder ganz auszuschöpfen. Rattigan höchstpersönlich verfasste das Drehbuch zum ersten Film, in dem Michael Redgrave 1951 die Hauptrolle spielte. Der Autor nutzte das Format des Films, um sich ausführlich über Erziehungsphilosophie zu verbreiten und den naturwissenschaftlichen Unterricht (für den Millies Liebhaber steht) dem klassischen Sprachenunterricht (repräsentiert durch Crock) gegenüberzustellen. Außerdem wies er Crocks Nachfolger als Latein- und Griechischlehrer, Mr Gilbert, eine größere Rolle zu – womit er klarstellte, dass er sich vom sturen Pauken lateinischer und griechischer Grammatik distanzierte und sich dem zuwandte, was wir heute einen »schülerzentrierten« Ansatz nennen.

1994 kam es, diesmal mit Albert Finney als Hauptdarsteller, zu einer modernisierten Neuverfilmung: Millie wurde in Laura umbenannt, und ihr Naturwissenschaftslehrer und Liebhaber war nun ein ausgesprochen adreter Amerikaner. In mancherlei Hinsicht ähnelte diese Version noch immer der alten Geschichte: Finney zog seine Klasse in Bann, wenn er den Schülern einige Zeilen aus Aischylos vorlas, und über das Geschenk der »Browning Version« weinte er sogar noch ergreifender, als Redgrave es getan hatte. Aber das Ganze nimmt eine markante Wendung, indem ein neues Narrativ eingeführt wird: das eines Niedergangs. Crocks Nachfolger nämlich gibt in dieser Fassung den Latein- und Griechisch-Unter-

richt vollständig auf. »Meine Aufgabe ist es«, sagt er im Film, »eine neue Sprachenabteilung zu organisieren: moderne Sprachen, Deutsch, Französisch, Spanisch. Schließlich leben wir in einer multikulturellen Gesellschaft.« Crock erscheint nun als der allerletzte Vertreter seiner Spezies.

Der Film sagt den Tod der humanistischen Bildung jedoch nicht nur voraus, er trägt dazu auch selber bei, ohne dass dies beabsichtigt gewesen wäre. In einer Szene bespricht Crock mit seiner Klasse einen Abschnitt von Aischylos, offensichtlich anhand des griechischen Originals, doch die Schüler haben große Schwierigkeiten, den Text zu lesen. Jeder scharfsichtige Altphilologe wird den Grund dafür leicht erkennen: Die Jungen haben Aischylos in der Penguin-Übersetzung (mit dem sofort erkennbaren typischen Cover) vor sich liegen; sie haben gar keinen griechischen Text. Vermutlich sollte jemand aus der Requisite 20 Exemplare des »Agamemnon« beschaffen und besorgte das Werk, weil er es nicht besser wusste, auf Englisch.

Das Schreckgespenst vom Ende der humanistischen Bildung ist den meisten Lesern wahrscheinlich vertraut. Ich möchte – aus einer gewissen Besorgnis heraus – versuchen, die Frage aus einer anderen Perspektive zu betrachten, über die üblichen negativen Klischees hinauszugehen und (zum Teil mit Terence Rattigans Hilfe) einen neuen Blick auf das zu werfen, was wir als Alte Geschichte, Altphilologie und Klassische Archäologie oder im Englischen als »Classics« bezeichnen. Doch vergegenwärtigen wir uns zuerst einmal, was in der neueren Debatte über den gegenwärtigen Stand der klassischen Sprachen, ganz zu schweigen von ihrer Zukunft, immer wieder hervorgehoben wird.

Die Grundbotschaft ist bedrückend. In den letzten etwa zehn Jahren sind buchstäblich Hunderte von Büchern, Artikeln, Zeitschriften und Kommentaren erschienen mit Titeln wie »Die alten Sprachen in der Krise«, »Können die alten Sprachen überleben?«, »Wer hat Homer umgebracht?«, »Warum Amerika die klassische Tradition braucht« und »Die Rettung der alten Sprachen vor den Konservativen«. Sie alle beklagen auf unterschiedliche Weise den Tod der alten Sprachen, unterziehen sie einer Autopsie oder empfehlen einige ziemlich verspätete Rettungsmaßnahmen. Die endlose Aufzählung düsterer Fakten und Zahlen in diesen Beiträgen und der Ton dieser Litanei sind allgemein bekannt. Aufhänger sind zumeist der Niedergang der lateinischen und altgriechi-

schen Sprache an den Schulen oder die Schließung altphilologischer Institute überall auf der Welt.

Angesichts der zunehmenden Marginalisierung der klassischen Sprachen wurde im November 2011 eine internationale Petition an die UNESCO gerichtet mit dem Ersuchen, Latein und Griechisch zum besonders geschützten »immateriellen Kulturerbe der Menschheit« zu erklären. Ich weiß nicht recht, was ich davon halten soll, wenn man die klassischen Sprachen wie eine gefährdete Spezies oder wie eine wertvolle Ruine behandelt. Aber ich bin der festen Überzeugung, dass der in der Petition formulierte Vorschlag, für ihre Erhaltung solle die italienische Regierung zuständig sein (als ob sie nicht schon genug am Hals hätte), damals keine kluge Politik war.

Für den Niedergang der klassischen Sprachen werden vielfältige Gründe angeführt. Manche behaupten, dass deren Anhänger die alleinige Schuld dafür trügen. Es gehe eben um »tote weiße Europäer« und deren Sache, die viel zu oft als wohlfeile Legitimation für eine ganze Reihe von kulturellen und politischen Sünden hergehalten habe, angefangen beim Imperialismus und Eurozentrismus bis hin zu gesellschaftlichem Snobismus und todlangweiliger Pädagogik. Die Briten herrschten über ihr Empire mit Cicero in der Hand; Goebbels wählte griechische Tragödien als Bettlektüre (und wenn man Martin Bernal glauben kann, fand er seine verrückten Ansichten über die arische Überlegenheit in den Traditionen der klassischen Altertumswissenschaft bestätigt). In der neuen multikulturellen Welt, so heißt es bisweilen, müssten die klassischen Sprachen all dies nun ausbaden. Ganz abgesehen davon, dass zumindest in England das Lateinische lange Zeit als Torhüter diente, um rigide Klassenprivilegien und gesellschaftliche Exklusivität zu wahren – auch wenn die offenkundigen Nutznießer einen hohen Preis dafür zu zahlen hatten. Zwar erhielt man Zutritt zu einer kleinen Elite, gewiss, aber man war während seiner Kinderjahre auf einen äußerst beschränkten Lehrplan festgelegt: Es ging fast nur um Übersetzungen ins und aus dem Lateinischen (und wenn man etwas älter war, dem Griechischen). Im Film *The Browning Version* lässt Crocker-Harris seine Schüler die ersten vier Strophen von Tennysons »The Lady of Shalott« ins Lateinische übersetzen: eine ebenso sinnlose wie prestigeträchtige Übung.

Andere behaupten, die Altertumswissenschaften seien an der Politik

der modernen Universität gescheitert. Nach Aussage von Victor David Hanson und seinen Kollegen liegt die Schuld für den allgemeinen Niedergang des Fachs bei der karriereorientierten Ivy League, natürlich auch bei Oxbridge,* bei Professoren, die sich (im Streben nach hohen Gehältern und langen Forschungsfreistellungen) mit ihrer Selbstbezogenheit in eine postmoderne Sackgasse begeben haben, während gewöhnliche Studenten und die »Leute da draußen« wirklich etwas über Homer und die anderen großen Vorbilder Griechenlands und Roms hören wollen. Die Antwort darauf ist: Wahrscheinlich ist es gerade der Umstand, dass Professoren der Altertumswissenschaften es ablehnen, sich mit moderner Theorie zu befassen, und die antike Welt weiterhin (als ob sie eine bewundernswerte Kultur sei) durch eine rosarote Brille betrachten, der aus dem Fach ein verschlafenes, rückständiges Nest zu machen droht.

Die Stimmen, die betonen, dass wir uns mit dem Elend, der Sklaverei, der Frauenfeindlichkeit und der Irrationalität der Antike befassen müssen, gehen über Moses Finley und den irischen Dichter und Altphilologen Louis MacNeice zurück auf meine eigene berühmte Vorgängerin Jane Ellen Harrison, die im 19. Jahrhundert in Cambridge lehrte. »Immer wenn ich mich an Griechenlands Herrlichkeit erinnern soll«, hielt MacNeice auf unvergessliche Weise in seinem »Autumn Journal« fest,

»Denke ich stattdessen
An die Gauner, die Abenteurer, die Opportunisten,
Die sorglosen Athleten und die schrillen Knaben (...)
(...) an den Lärm
Der Demagogen und der Quacksalber; und an die Frauen, die
Trankopfer über Gräbern ausgießen,
Und an die Trimmer in Delphi und die Stroh männer in Sparta und
zuletzt
Denke ich an die Sklaven.«

* Ivy League ist der Name für eine Gruppe von acht amerikanischen – mit Efeu (*ivy*) berankten – Elite-Universitäten an der Ostküste, zu denen neben Harvard unter anderen auch Yale, Columbia und Princeton gehören. – Oxbridge ist die Bezeichnung für die Universitäten Oxford und Cambridge (Anm. d. Übers.).